

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:  
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18 003.

Inserate kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Die Reichstagserversammlung in Rabiau-Wehlau brachte dem Konservativen Schrewe 7504, dem Fortschrittler Wagner 6123 undischem Genossen Lunde 2102 Stimmen; es ist Stichwahl zwischen Schrewe und Wagner nötig.

Vor dem Erfurter Kriegsgericht wurde wieder ein Kasernen-drama enthüllt.

Der Streik auf den Vintz-Hofmann-Werken in Breslau ist beendet.

Die mexikanischen Rebellen erklärten, den neuen mexikanischen Präsidenten Carral nicht anerkennen zu wollen.

## Die Republik.

Unsre Reichstagsfraktion hat sich endlich einmal bemüht gesehen, die ganzen Rückfragen fallen zu lassen, die sie bisher auf die meist geheuckelten, hier und da vielleicht auch echten Gefühle ihrer Reichstagskollegen nehmen zu müssen geglaubt hat, und ist bei dem hergebrachten Kaiserhoch einfach sitzengelieben. Daß die bürgerlichen Parteien über diese Außerachtlassung einer Rücksicht, auf die sie wahrlich keinen Anspruch erheben konnten, entrüstet raten, wird niemand wundernehmen, der sie kennt und weiß, daß dieses Klappern zu ihrem Handwerk gehört. Seitamerweise hat aber dieses Geschrei ein Echo auch bei einigen Politikern in unsern Reihen gefunden, die mit ihrer Gedankenwelt offenbar noch in den Zeiten des vorrevolutionären Frankreich leben, als über die Frage, wer von den adligen Damen das Recht haben sollte, in Gegenwart der Königin auf einem Taburet zu sitzen und wer von ihnen stehen müsse, ein Bürgerkrieg auszubrechen drohte, und die daher fürchten, daß durch das unzeitgemäße Sitzenbleiben auf den Reichstags-taburets die ganzen Kreise ihrer kunstvollen Politik gestört werden könnten.

Doch auch die scharfsinnigsten Couloirpolitiker und die furchtsamsten Beisetzer, mit denen unsre Partei segnet ist, die das Sitzenbleiben bei einem Kaiserhoch nicht wie jeder normale Parteigenosse als eine Selbstverständlichkeit proletarischen Anstands betrachten, haben nicht einen Augenblick den republikanischen Charakter der Sozialdemokratie selbst in Frage gestellt. Tatsächlich hätten sie sich damit auch nur vollständig lächerlich gemacht, denn das republikanische Glaubensbekenntnis gilt bei allen, die sich zur Sozialdemokratie zählen, als eine absolute Selbstverständlichkeit.

Obgleich es aber jeder Sozialdemokrat als eine Beleidigung auffassen wird, wenn man seinen Republikanismus bezweifelt, wird doch vielleicht nicht jeder sogleich bereit sein die Gründe anzugeben, die ihm diese Forderung so selbstverständlich erscheinen lassen, und tatsächlich waren auch die

Gründe, warum die sozialistische Arbeiterbewegung republikanisch war und ist, keineswegs stets die gleichen.

Schon vor und insbesondere während der großen französischen Revolution herrschte in den revolutionären Kreisen allgemein der Glaube, daß die Verwirklichung der Demokratie, und das bedeutete für die Radikalen auch die Abschaffung des Königtums, unmittelbar auch zur Beseitigung aller sozialen Äntzere, und dieser jakobinische Glaube an die Allmacht der demokratischen Republik hat lange Zeit nicht nur im französischen Proletariat fortgelebt, er befehlte auch die Massen der englischen Chartisten, die im allgemeinen Wahlrecht den Schlüssel zum Reiche des sozialen Friedens erblickten, und er wirkte auch unter den deutschen Demokraten der 40er und 50er Jahre fort. Am stärksten machte er sich aber in den revolutionären Bewegungen seines Heimatlandes Frankreich geltend, besonders 1848 und 1871.

Aber gerade diese Jahre mit ihren revolutionären Ereignissen zeigten aufs deutlichste, wie wenig die demokratische Republik die Behebung der sozialen Not, die Ausgleichung der sozialen Gegensätze mit sich bringt. Und daselbe sehen wir an den heute bestehenden Republiken bestätigt. Frankreich, die Schweiz, die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in ihrem ganzen Wesen gründlich verschieden, aber in keiner von diesen Republiken sind die sozialen Rechte des Proletariats wesentlich besser gewahrt als in den benachbarten Monarchien, und in keiner von ihnen braucht die Brutalität der Herrschaft der bestehenden Klassen den Vergleich mit den Verhältnissen in monarchischen Ländern zu scheuen. Ja, fast möchte man meinen, solche blutige Bestialitäten wie die katzenartige Niedermezelung Streikender in Colorado oder in Grand Bré seien in Monarchien wie England oder Deutschland unmöglich.

Diese Beobachtung scheint die Auffassung Karl Marx' zu bestätigen. In dem Artikel, den er über die blutigen Ereignisse des Juni, 1848 in Paris, über die Niederwerfung des Pariser Proletariats in fünfstägiger Straßenschlacht, in der Neuen Rheinischen Zeitung schrieb, warf Marx die Frage auf, ob diese furchtbaren Geschehnisse nicht dem Proletariat überhaupt den Glauben an die Republik rauben müßten. Und er weist demgegenüber darauf hin, daß die Republik die Klassengegensätze zwischen Proletariat und Bourgeoisie viel reiner hervortreten lasse als die Monarchie, in der dieser die Machtgewalt beherrschende Gegensatz verdeckt wird durch die Wohlgefühle eines sich selbständig dünkenden und über den Parteien zu schweben scheinenden Souveräns.

Doch so richtig diese Auffassung für die Zeit war, in der sie geäußert wurde, als wesentliche Teile des Bürgertums und selbst des Bauernums noch mit dem Proletariat gemeinsame Sache machten im Kampfe gegen die Monarchie und dadurch die demokratischen Illusionen und den Glauben an die Interessensharmonie zwischen Bürgertum und Arbeiterchaft bestärkten, heute hat diese Auffassung ihre Geltung zum größten Teil verloren. Das Bürgertum hat in allen seinen Schichten seine ehemaligen ersten Oppositions-

gelüste gegen das bestehende Regime schon längst fallen lassen; denn die Monarchie ist dort, wo sie noch besteht, zum besten Werkzeug der ökonomischen Wünsche und Bedürfnisse der Großbourgeoisie und des Großgrundbesitzes und zu ihrem willigen Büttel gegenüber dem Proletariat geworden, das Bürgertum hat dagegen auf alle seine alten Ideologien von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ja auf den ersten politischen Kampf überhaupt verzichtet. Gerade hier tritt die Solidarität der herrschenden Klassen und der Klassencharakter ihrer Regierung am deutlichsten in die Erscheinung.

Anders steht es in den demokratischen Republiken in Ländern des hochentwickelten Kapitalismus. Rame hier die Arbeiterschaft zu ebenso klarer Erkenntnis ihrer Klassensituation, des prinzipiellen und unüberbrückbaren Gegensatzes ihrer Ansprüche und Forderungen zu denen der herrschenden Klassen und Schichten, dann bedeutete das tatsächlich für diese die ernsteste Gefahr; denn hier besteht keine in sich selbstige und durch das Gesetz der Erbfolge vor äußeren Erschütterungen bewahrte und dem Parteiergerbe entrückte Zentralmacht, die in ihrer Hand alle Machtmittel zur Niederhaltung eines rebellischen Proletariats vereinigt, wie es die Erbmonarchie tut. Zwar bieten besonders in Frankreich und der Schweiz die bodenständigen Kleinbauern mit ihrem Konservatismus der Unwissenheit und ihrem Haß gegen die Städte, die ihnen die besten Arbeitskräfte nehmen, noch eine feste Schutzwehr gegen den Ansturm des Proletariats; aber dieselbe industrielle Entwicklung, die das Proletariat fortwährend vermehrt und neu organisiert, schwächt nicht nur die soziale Bedeutung der Bauernschaft, sie revolutioniert zugleich dieselbe selbst. Sie macht sie zwar meist nicht zur Bundesgenossin der Arbeiter, aber sie macht sie unverlässlich für die Herrschenden.

Da gibt es beizeiten vorbauen, hier muß alles aufgegeben werden, um das Klassenbewußtsein im Proletariat nicht hochkommen zu lassen, und gerade die politischen Formen der Demokratie erweisen sich als ungemein verwendbar für diesen edlen Zweck. Man braucht nur an das „sozialistische“ Ministerium Mitterand zu erinnern, das unsre französische Bruderpartei, die sich eben erst geeinigt hatte, sofort zersprengte und sie auf Jahre hinaus vergiftete. Wie schwer hatte gerade das französische Proletariat zu kämpfen, um sich von den Illusionen der bürgerlichen Demokratie zu befreien, und wie schwer leidet die französische Gewerkschaftsbewegung auch heute noch unter dem Banne des „revolutionären Syndikalismus“, dieses Produkts der Enttäuschung über die Nichterfüllung jener Illusionen! In der Schweiz ist es eine im Wesen ähnliche Methode der Schwächung, die vom Bürgertum gegen das aufstrebende Proletariat angewendet wird. Wenige ihrer hervorragendsten Kräfte sind hier der Arbeiterschaft dadurch verlorengegangen, daß sie als einzelne mit bürgerlicher Hilfe in die Organisationen der demokratischen Selbstverwaltung gelangten und hier der Staatsmännerlei zum Opfer fielen. Vollends aber sind in Amerika die Methoden demokratischer Demagogie zur höch-

## Feuilleton.

### Per Holt.

Von Johan Skjoldborg.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.)

12.

Per Holt saß auf einem Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Knie und sah auf seine dunkle feuchte Lehmdecke herab.

So hatte er schon lange gefesselt und gegrübelt . . .

Eine Zeitlang hatte er keine Arbeit gehabt. Er hatte es an mehreren Stellen bei den Hoidn-Bauern versucht, aber sie hatten keine Verwendung für ihn, und es ward ihm in einer Weise gesagt, daß er wohl verstand, eine stärkere Hand stede dahinter.

Seine finsternen grüßterischen Gedanken bedrückten auch die andern da drinnen. Sophie und die ältesten Kinder wußten nämlich gut, woran er unentwegt dachte.

Es herrschte diese unheimliche Stille, die man zur Wintertzeit oft im Zimmer eines armen Mannes findet.

Schließlich ließ Sophie ein Wort darüber fallen, auf welche Weise sie wohl den Winter durchkommen sollten.

Er schien es nicht zu hören. Es weckte ihn nicht aus seinen Grübeleien.

„Was sagst du, Per Holt?“

„Er war nicht sonderlich höflich,“ antwortete Per finster.

„Bald darauf erhob er sich und sagte plötzlich mit freudigem Ton:

„Ich glaube, ich will einmal auf dem Hoidner See hinaus gehen, vielleicht könnte ich einen Fisch fangen!“

Schon durch diese wenigen Worte erhellen sich aller Gesichter. So leicht wird in des armen Mannes Brust die Hoffnung geweckt.

Per wanderte nach Norden um die Hügelreihe herum, wo sich der See befand.

Rings umher lag die gefrorene Erde mit ihren harten Knollen, jeder Knollen mit einem kleinen Häuflein Schnee auf der dem Wind entgegengesetzten Seite, so daß die Felsen von Westen nach Osten mit weißen Schneestreifen dalagen.

Hier und da sah man die Außergebäude eines Bauernhofes sich im Biereck zusammenschließen wie eine Festung gegen die Winternot. Aus den Schornsteinen stieg der Rauch kergengerade hinauf in die stille Frostilluft. Ihm war es, als spüre er den Essengeruch von den Küchenherden der Höfe, an denen er nach vorbeisritt, und er mußte ein paar mal heftig schlucken, beim Gedanken daran.

Er schloß sich so sonderbar einsam. Gleichviel in welchen Hof er auch hineingehen würde, so würde man ihn, wie einen Fremden, hier in seiner eignen Gemeinde behandeln . . .

Aber daheim saßen Sophie und die Kinder und hatten nichts zu essen!

Nichts, um satt zu werden — Maren, Mads, Aresten, Marie und Sophie — ohne eine Brotkrumbe und ohne ein paar Kartoffeln.

Und er wußte nicht, woher er etwas nehmen sollte.

Er sah keinen Ausweg.

Aber es konnte zum Beispiel doch sein, daß in dem See Fische waren. Er wußte es nicht, hatte auch niemals etwas davon gehört; es war ein Esfall, der ihm plötzlich gekommen war . . . es war doch möglich, daß dieses oder jenes Merkwürdige eintraf.

Man hatte dergleichen schon früher gehört. Es gab ja so viel Sonderbares im Leben,

Und weiter schritt er seinen einsamen Weg an den Höfen vorbei.

Maren, Mads, Aresten, Marie und Sophie!

Er hatte ein glühend heißes Gefühl in der Brust.

Er hatte die Empfindung, als sei sein Herz voller Wunden.

Er wurde müde und setzte sich auf einen gestorenen Hügel am Wege nieder.

Dort betete er zu Gott.

Er betete um das tägliche Brot.

Für die Seinen daheim.

Und auch nur für diesen Tag.

Er wollte nichts für sich selber, wenn die daheim und froh wurden.

Maren, Mads, Aresten, Marie und dann!

Ihm ward leichter zu Mut und er schritt weiter.

Er schlug sich ein vierediges Loch ins Eis u.

Schnüre aus. Ihm war ganz eigen zumute, den.

sicher, daß Fischer dort sein würden.

Es verging eine lange Zeit.

Dann . . .!

Er wechselte die Farbe. Sein ganzes verkommenes sehen veränderte sich im Nu durch die warme Blut, die zum Herzen strömte.

Und beim Gedanken an die Seinen daheim.

Mit glänzenden Augen betrachtete er den kleinen Barich, der zappelnd auf dem Eise lag.

Bald fing er noch einen.

Jetzt spürte er die heißende Kälte nicht mehr durch sein dünnes verschliffenes Zeug.

Hier sah er ganz einsam als einziger Mensch auf der schneebedeckten Seeoberfläche, rings umgeben von hohen Hügeln und über sich den klaren hohen Himmel — so klein wie ein winziger Punkt. Hier sah er und holte aus einer heimlichen Tiefe das tägliche Brot für die Seinen hervor.

Ganz feierlich ward ihm zumute.